

Selene Mariani  
Aus dem Dachfenster die Wolken sehen

Selene Mariani

Aus dem Dachfenster  
die Wolken sehen

*Roman*



WALLSTEIN VERLAG

## I

Ich hasse es, dass ich früh aufstehen muss. Ich hasse es, auf die Uhr zu schauen beim Teekochen, beim Frühstück, beim Pinkeln, beim Heulanfall. Dass mein Gesicht aussieht wie vorher, wenn ich es lange genug unter den kalten Wasserhahn gehalten habe. Dass ich im Café ankomme und Camilla guten Morgen sagt, wie sie es immer sagt.

Wenn ich frei habe, denke ich, dass ich all das liebe: eine feste Zeit zum Aufstehen, zum Weinen und zum Zusammenreißen. Am meisten liebe ich es, ständig in Bewegung zu sein – aus dem Bett ins Bad, aus dem Bad in die Küche, aus der Küche in den Flur, aus dem Flur die Straße entlang, bei der Litfaßsäule um die Ecke und dann durch die Cafétür.

Es riecht nach Holz und Kaffee. Ich gehe zwischen den Tischen entlang Richtung Tresen – langsam, wie andere zum Altar gehen. Beim leisen Knarzen des Parketts stellen sich meine Nackenhaare wohlig auf. Ich kippe ein Fenster an: Lachen, Absatzschuhe auf Asphalt, ein vorbeifahrendes Auto.

Ich mache mich an die Arbeit.

Als Erstes kommen die mit den Babys am Körper wie falsch aufgesetzte Rucksäcke. Die mit den Kinderwagen, in denen mehr Kram ist als in meiner ganzen Wohnung.

Ich schaue sie an und versuche, an ihren Augen den Schlafmangel zu erkennen. Ich möchte fragen: Wie hast du zwei zusammenpassende Socken gefunden und angezogen? Wie hast du es hinbekommen, die Farbe mit der deines Pull-overs abzustimmen? Ich schaffe das nur an guten Tagen, und dabei habe ich keinen Säugling zu Hause, der mich alle zwei Stunden weckt.

Ich stelle mir vor, wie sie sich mit dem Gedanken durch die Nacht getröstet haben: Morgen Frühstück im Café.

Dann kommen die mit den Laptops und Notizheften, darin Projekte, die zu Hause viel zu groß erscheinen. Es kommen auch die mit dem langsamen Gang.

Alle bestellen einen Kaffee und halten die Tasse mit beiden Händen fest.

Sobald die Wohnungstür zugefallen ist, ziehe ich alles aus: Die Spritzer aus Kaffeemaschine, Spülbecken und Mündern. Den Tonfall, in dem manche mit mir sprechen.

Ich wasche mir die Hände zweimal mit antibakterieller Seife, dusche. Dann ziehe ich ein sauberes Shirt an und die weiche Jogginghose, die die Draußen-Welt nicht kennt.

Meine Cafékleidung ist schwarz. Meine Zuhausekleidung ist pastellrosa wie Baby-Bodys.

Abends im Bett fällt mir alles ein, was im Café gesagt wurde, während ich mit Camilla gesprochen oder gerade Kaffee eingegossen habe.

Ich sehe die Leben dazu aufflackern, eins nach dem anderen.

Erst, wenn ich alles durchgegangen bin, schlafe ich ein.

Ich stehe auf, mache das Radio an. Klimakrise, Krieg, irgendein Prominenter hat Geburtstag, ich schmiere mir ein Brot.

Später nehme ich Teller aus der Spülmaschine, ich lege Kuchenstücke darauf, stelle sie vor Menschen.

Wieder zu Hause: der Laptop, das endlose Weiß des Word-Dokuments.

Manchmal kommt mir mein Leben viel zu klein vor: arbeiten, einkaufen, kochen, essen, schlafen, repeat.

Ich lege mich aufs Sofa, schaue eine Folge einer Satire-sendung über die Macht der Überreichen. Danach kann ich mich nicht mehr aufraffen, aufzustehen. Ich schaue aus dem Fenster, bis es dämmt, schaue auf den Baum, in dem eine gelbe Plastiktüte hängt. Sie wackelt im Wind, hält ihm aber seit Jahren stand.

Sie mit ihren Freundinnen, alle tragen ähnliche Sonnenbrillen und lächeln in die Kamera.

Sie im Spiegel: beigefarbenes Sweatshirt, beigefarbene Leggings und Sneaker.

Sie im Fitnessstudio – ihr Freund reicht Gewichte an. Seine Workoutkleidung ist auch beigefarben.

Abends buntes Essen in schicken Keramikschalen. Im Hintergrund der Flachbildschirm mit einem Film aus den Neunzigern.

Ein Foto ihrer weißen Katze, die zusammengerollt auf beiger Bettwäsche liegt. *#blessed #goodnight*

Ich frage mich, was ich falsch mache, warum ich mich so selten blessed fühle, frage mich, bis ich einschlafe.

Am nächsten Morgen ein Foto vom Sonnenaufgang aus ihrem Dachfenster, natürlich hat sie ein Dachfenster. *#beautifulmorning*. Ich weiß noch nicht viel in diesen ersten Minuten des Tages, außer, dass mein Morgen nicht so beautiful ist wie ihrer.

In keiner Wohnung habe ich so lange gelebt wie in dieser. Vorher hatte ich immer alles geändert – den Job, die Beziehungen, meine Frisur. Alle paar Jahre bin ich umgezogen. Heute ziehe ich mich um – von der Zuhausekleidung in die Arbeitskleidung.

»Müde?«, fragt Camilla.

Ich schüttele den Kopf.

»Ich hatte vor dir eine Studentin, die dauernd verschlafen hat.«

Ich wende mich ab, als könnte sie an meinem Blick ablesen, dass ich ohne Dusche oder Frühstück und viel zu spät losgelaufen bin.

Sie lässt das Messer ins saftige Dunkelbraun gleiten, dann in den Cheesecake. An den hellen Stücken bleibt kein einziger dunkler Krümel zurück.

Ihr Tablett ist doppelt so voll wie meins an guten Tagen. Sie trägt es auf ein paar Fingern, und der Milchschaum schwappt niemals über den Tassenrand. Einmal hat sie eine Vase fallen lassen; sie fing sie mit dem Fuß ab.

Sie sagt manchmal Dinge wie: »Ich habe nur eine Stunde geschlafen« und lächelt dabei.

»Ich sehe dich nie Kuchen essen«, sage ich.

Camilla stellt den Schokoladenkuchen zurück in den Kühlschrank und sagt: »Das ist so ein Klischee, dass Cafébesitzer den ganzen Tag Kaffeekränzchen machen. Man hat da gar keinen Nerv für.«

Sie sagt das oft – man – wenn sie über sich spricht.

Wie meine Mutter.

Ich: »Wie läuft es mit der Arbeit?«

Sie: »Man hält es schon aus.«

Wie jeden Dienstag um zehn kommt die Frau mit den gelblich-weißen Haaren und setzt sich an den Tisch in der Ecke.

Kühlschrank auf, zwei Eier und ein Bier rausnehmen, die Eier verquirlen, anbraten, ein bisschen frische Petersilie, ein Brötchen dazu, ein Stück Butter. Ich stelle den Teller aufs Tablett, halte das Bierglas beim Eingießen schräg, damit nicht zu viel Schaum entsteht.

Ich stelle alles vor sie – »Lassen Sie es sich schmecken« –, wende mich schon wieder ab, da fragt sie: »Studieren Sie eigentlich?«

Ich bleibe überrascht stehen. »Nicht mehr.«

»Arbeiten Sie noch woanders?«

»Ich bin Autorin.«

»Ach so.«

Sie klingt erleichtert. Das sind die Leute meistens. Kellnern als Beruf? Traurig. Als Brotjob einer Künstlerin? Roman-tisch.

Zu Hause setze ich mich an den Schreibtisch.

Ich stehe wieder auf. Erst das verkalkte Glas wegräumen. Den Stapel mit den ungeöffneten Briefen in die Schublade legen. Ihn wieder rausnehmen. Abarbeiten. Die Zettel abheften. Die Briefumschläge wegwerfen.

Der Müll ist voll.

Ich bringe ihn nach unten.

Ich wische den Schreibtisch mit einem feuchten Lappen ab. Die Tischplatte glänzt erwartungsvoll. Ich rücke den

Stiftebecher zurecht, lege einen Kuli und ein Notizheft in die Mitte.

Dann klingelt mein Handy.

»Geht es dir gut?«, fragt meine Mutter.

Ich frage mich, wie sie reagieren würde, wenn ich nein sagen würde.

»Ja, und dir?«, frage ich.

»Ich muss das Wochenende wieder durcharbeiten«, sagt meine Mutter.

»Du solltest aufhören, am Wochenende zu arbeiten.«

»Was soll ich machen, wenn am Freitag noch was Wichtiges kommt?«

»Sagen, dass du Feierabend hast.«

»Dann schmeißen die mich raus.«

»Das dürfen sie gar nicht.«

»Abendessen ist fertig«, sagt sie zu mir oder zu ihm. »Wir hören uns.«

Ich habe viele Mütter. Eine davon hat mich neun Monate lang in sich getragen. Hat mich unter größten Schmerzen aus ihrer Vagina gepresst. Hat Hämorrhoiden bekommen davon. Blasenschwäche. Blutende Brustwarzen. Schlaflose Nächte.

Sie hatte zwei oder drei Jobs gleichzeitig, und zwischendrin räumte sie die Wohnung auf, kochte, brachte meine Schwester und mich, und anfangs auch unseren Vater, ins Bett. Wenn ich aus der Schule kam, war sie da, aber nicht ansprechbar. Mit den Hausaufgaben, den großen Fragen war ich allein in meinem Zimmer.

Im Laufe der Zeit habe ich mir andere Mütter gesucht, solche, die immer da waren: in Büchern, Filmen und Serien.

In Zeitungsartikeln, die ich ausschneiden und in Ordner heften konnte. In Interviews, die ich auf dem Computer ansah. In Booklets, die ich nah ans Gesicht halten musste, um jedes Wort lesen zu können. Sie waren Vorbilder. Ich hatte auch strenge Mütter: In der Schule. Beim Klavierunterricht. In Geschäften und Bibliotheken. Sie sagten, was ich tun durfte und was nicht. Sie zeigten mir durch Stirnrunzeln oder heruntergezogene Mundwinkel, was von mir erwartet wurde. Und ihre Strenge fühlte sich an wie die Bettdecke, die ich abends fest um meinen Körper wickelte.

Es dauert eine ganze Weile, bis ich merke, dass jemand nach mir schnipst.

»Da war jemand wohl ganz woanders, was?«, sagt der Mann in großväterlichem Ton. Dabei ist er höchstens zehn Jahre älter als ich.

»Wir bekommen zwei Cappuccinos, zwei Stück Apfelkuchen und eine große Kanne Leitungswasser mit zwei Gläsern.« Natürlich ist er einer von denen, die »wir bekommen« sagen. Und Cappuccini mit der falschen Endung.

»Bitte bestellen Sie am Tresen«, sage ich und schaue auf das Schild, das direkt vor ihm auf dem Tisch steht.

»Ach, jetzt wissen Sie doch schon, was wir wollen«, erwidert er.

»Leitungswasser gibt's am Tresen«, sage ich.

Er hat sich schon weggedreht.

Meine Finger zittern, während ich Wasser in eine Kanne fülle.

Kurz sehe ich vor mir, wie sie zu Boden fällt, Wasser und Scherben überall. Alle Gäste sind erschrocken, Camilla sieht mich an – enttäuscht, wütend. Ich wache morgens auf ohne Ort, an dem ich erwartet werde, stattdessen mit der Frage, ob das Geld noch für die Miete reicht.

Meine Hände werden ruhig.

Service heißt: lächeln, wenn ich weinen oder schreien könnte. Stehen, wenn ich sitzen will. Anderen Kaffee bringen, wenn ich selbst einen gebrauchen könnte.

Service heißt auch: Ich bin dann diese Version von mir. Eine, die immer gut gelaunt ist, freundlich, die keine Probleme hat, keinen Durst, keine Schmerzen. Eine, die funktioniert. Das kann süchtig machen.

Abends auf dem Nachhauseweg fällt mir ein, dass meine Schwester Geburtstag hat.

»Warte«, sagt ihr Mann, der neuerdings fast immer an ihr Handy geht.

Ich höre die Stimme des Kindes – »Wer ist am Telefon?« –, dann die meiner Schwester: »Lieb, dass du anrufst.«

»Klar«, sage ich. »Habt ihr was Schönes gemacht heute?«

»Nichts Besonderes«, sagt sie. »Aber war trotzdem schön.«

Im Hintergrund das Kind: »Mit wem redest du?« – »Mit deiner Tante.« – »Mit wem?« – »Deiner Tante.« – »Kenne ich die?« – »Natürlich.«

»Freut mich, dass du einen schönen Tag hattest«, sage ich. Ich suche in meiner Tasche nach dem Hausschlüssel. »Wie geht es dir?«

»Gut«, sagt sie.

»Wie geht's Ella?«

»Auch gut. Ich glaub, das Essen ist gleich fertig.«

»Was kocht er denn?«

»Irgendein georgisches Rezept mit Auberginen.«

»Klingt lecker«, sage ich.

»Ja. Na dann, bis bald.«

Wie immer, wenn sie das sagt, weiß ich nicht, wie ich antworten soll. Sie wohnt zwanzig Minuten entfernt und trotzdem weiß ich, dass wir uns nicht bald sehen werden.

Meine Schwester hat alles richtig gemacht. Das vernünftige Studium. Die Beziehung. Die Hochzeit mit Anfang zwanzig. Die Jobwahl. Das Kind. Sie ist vorausgegangen, ich hätte nur hinterherlaufen müssen. Stattdessen bin ich ein paar Schritte hierhin, ein paar dorthin gelaufen und irgendwann einfach stehen geblieben. Ich frage mich manchmal,

wie wir wären, wenn ich die große Schwester wäre und sie die kleine. Ob ich ihr Leben führen, ob ich mich wohlfühlen würde darin. Ich würde es gerne ausprobieren, wie ich als Kind die Kleider meiner Mutter anprobiert habe und den seltsamen Zylinder, den ich irgendwann im Keller fand. Ich stellte mir vor, dass er meinem Vater gehörte. Dass mein Vater als Zauberer gearbeitet hatte und darin Dinge zum Verschwinden brachte. (Irgendwann wurde er so gut, dass er selbst verschwand.)

Ich brauche keine Zeitschriften oder Social Media, um Trends zu kennen. Jeden Tag stehe ich in meiner schwarzen Kleidung im Café und sehe, welche Schuhe und Hosen-schnitte gerade getragen werden. Die mit den Kinderwagen sehe ich meist in Leggings und weißen Sneakern. Die mit den Laptops in weiten Jeans, die auf dem Boden entlang-schleifen.

Manchmal bestelle ich ein riesiges Paket auf Rechnung.

Ich probiere alles an, komme mir modisch, aber fremd vor. Nach der ersten Mahnung schaue ich schnell alles nochmal durch, dann wähle ich ein Shirt oder eine Hose, die am ehesten wie das aussehen, was ich schon im Schrank habe. Alles andere packe ich wieder ein und trage es mit schlechtem Gewissen zurück zur Post.

Wenn ich abends verabredet bin, stehe ich ratlos vor dem Kleiderschrank. Heute ziehe ich ein schwarzes Shirt an, das ich normalerweise zur Arbeit tragen würde, und meine unauffälligsten Turnschuhe.

Mein Date umarmt mich unbeholfen. Ich versuche, nicht zu verkrampfen, als unsere Körper aneinandertreffen.

»Gehen wir kurz zum Supermarkt«, sagt er.

Er nimmt den Wein von ganz unten.

»Marketing«, sagt er. »Die schmecken alle gleich.«

Am Fluss packt er zwei Plastikbecher aus, die mich an die erinnern, in die ich bei meinem Gynäkologen pinkeln muss, wenn ich eine Blasenentzündung habe.

»Ich schreibe auch«, sagt er. »Das Wichtigste ist die Routine. Ich fange jeden Tag um sechs Uhr morgens an.«

Er erzählt, bis die Sonne untergegangen ist. Ich trinke in

höflichen Schlucken, er schenkt sich nach, bis die Flasche leer ist.

»Mir ist kalt«, sage ich.

Er hört auf, über Hesse zu reden, und schlägt eine Bar vor.

»Ich geh nach Hause«, sage ich.

Von da an schweigt er wie meine Mutter früher nach einem Streit.

Ich lege mich ins Bett und schaue aufs Handy.

Eine Frau im weißen Kleid, auf dem Arm eines Mannes im Anzug. In den Kommentaren lächelnde Gesichter mit Rührungsträne. Die Braut kenne ich aus einem meiner feministischen Seminare an der Uni. Alle paar Wochen sehe ich diese Fotos, jedes Mal eine andere ehemalige Kommilitonin.

Auf dem Weg zum Markt treffe ich einen aus dem Studium, der vor Kurzem geheiratet und ein Kind bekommen hat. Er hat jetzt einen Schnurrbart, ansonsten sieht er genau so aus wie damals.

Er redet über seine Arbeit. Dann scheint ihm nichts mehr einzufallen.

»Wie ist denn das Leben als Vater?«, frage ich.

»Eigentlich wie immer, nur, dass ich öfter ins Büro muss, weil ich mich zu Hause schlecht konzentrieren kann.«

Als ich ins Café komme, hebt Camilla die Brauen. »Wo warst du?«

Ich halte das knisternde Paket hoch, damit sie die Blumenköpfe sehen kann.

Sie presst die Lippen zusammen. Kann sie sich nicht erinnern, dass sie mich gestern darum gebeten hat?

Sie deutet auf die Zettel mit den Bestellungen.

Ich nicke, mache mich an die Arbeit.

Wenn wir allein sind, ist es, als würde Camilla die Energie fürs Schauen und Lächeln aufheben, um sie nicht an mich zu verschwenden. Ich könnte beleidigt sein, aber stattdessen erleichtert es mich, dass sie mich kaum ansieht.

Manchmal denke ich, dass ich im Café arbeite, weil ich gerne unsichtbar bin. Hinter der Hand, die einschenkt, die Teller in Regale räumt, die Tassen abspült. Den ganz leicht gehobenen Mundwinkeln, den immer gleichen Sätzen, die zur Rolle gehören wie die schwarze Kleidung.

Später schaue ich dabei zu, wie Camilla aus dem großen Blumenstrauß kleine macht, jeder anders und passend zur Farbe der Vase, der Tischdecke, der Stühle.

Ich mag, dass Camilla sich jede Woche Zeit dafür nimmt. Dass wir Tee mit Untertassen servieren, obwohl dadurch doppelt so viel Abwasch entsteht.

Trotzdem schimpft Camilla, wenn ich zu viel Apfelsaft in die Schorle gieße. Oder wenn ich zu große Kuchenstücke schneide. Sie beschwert sich über die Preise beim Großhandel und über knausrige Kundschaft.

Dann schaut sie aus dem Fenster und fragt: »Hast du den Himmel gesehen?«

Ich drehe mich um, und kurz schauen wir beide still nach draußen.

In der Zeit nach dem Studium bin ich jeden Morgen mit Bauchkrämpfen aufgewacht. Ich lag Tag für Tag bewegungslos auf dem Sofa. Ich dachte ans Aufstehen, an Jobbörsen, ans Schreiben, dachte ans Essen, bis es dunkel wurde.

Irgendwann ging ich zu meiner Ärztin. Sie sagte: »Sie könnten alles tun und deshalb tun sie nichts.«

Alles, wiederholte ich im Kopf. Ich dachte an meinen Konstand.

Dann lief ich durch Nieselregen zurück zu meinem Rad. Der Gedanke daran, wieder in meine Wohnung zu fahren, stach im Magen.

Ich entschied mich, einen anderen, längeren Weg zu nehmen.

Und dann kam ich am Café vorbei.

»Wir hatten das fest vor«, sagt die Person mit dem modischen Kurzhaarschnitt. Sie lächelt mir zu, als ich ihr den Cappuccino hinstelle. Dann dreht sie sich wieder zu ihrer Freundin: »Alles fifty-fifty, weißt du? Und dann ging das mit dem Stillen los.«

Sie schiebt den Kopf ihres Kindes an der Brust zurecht. »Logisch, dass ich mit ihr in einem Zimmer schlafe. Wenn sie aufwacht, lege ich sie an, und sie schläft wieder ein. Das einzige Problem ist, dass ich dadurch seit Wochen nicht länger als zwei Stunden am Stück schlafen kann.«

Ich gehe zurück zum Tresen und höre, wie die Freundin sagt: »Kannst du nicht abpumpen und dich mit deinem Mann abwechseln?«

»Das ist nicht dasselbe. Außerdem muss er ja morgens um acht Uhr los und bis siebzehn Uhr durchhalten.«

Ich sehe den Blick der Freundin nicht, aber ich kann ihn mir vorstellen.

Die nächsten Male sehe ich die Person mit den kurzen Haaren alleine im Café, irgendwann mit einer Gruppe anderer Mütter.

Ich habe einen Traum von einer Feier, einer *Baby shower* wie in Hollywoodfilmen: pastellfarbene Girlande, pastellfarbene Geschenke, pastellfarben geschminkte Gesichter.

Das Baby ist so süß. Alle wollen es halten, in seinen Arm kneifen, in sein Gesicht, seine Zehen. Es schläft so süß. Sie wollen es hochnehmen, an ihr Gesicht drücken.

Auf seinem Gesicht bleiben zurück: Hautfett, Make-up,

Schweiß, Schmutz, der Abdruck eines Piercings. Das Baby schreit. Sie legen es zurück. Sie sagen: Ich muss dann auch mal los. Das Baby weint. Wir sind allein.